

Genießen Sie das Leben!

Venedig und die Liebe im Alter

von

Wilhelm R. Vogel

© **Wilhelm R. Vogel, 2024**

Autor: Wilhelm R. Vogel
www.WRVogel.eu

Umschlaggestaltung: Lena Grafeneder
Lektorat/Korrektorat: Maria Deweis

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN Paperback: 978-3-99165-172-7

ISBN Hardcover: 978-3-99165-170-3

ISBN E-Book: 978-3-99165-171-0



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Vorwort

Es gibt mehrere Gründe, weshalb ich dieses Buch geschrieben habe. Ich werde älter und der Lebensabschnitt, den ich in dieser Erzählung beschreibe, steht vor mir. Damit ist er mir nahe genug, um mir nicht mehr ganz fremd zu sein, aber noch so weit entfernt, dass ich mit einem gewissen Abstand über dieses Thema sprechen kann. Gleiches gilt für die Menschen um mich, auch die werden älter.

Meine Mutter verbrachte ihre letzten Jahre in einem Seniorenheim in Bad Vöslau. Wie für den Protagonisten war es auch für sie eine Flucht aus der Einsamkeit gewesen, die sie erfasst hatte, nachdem mein Vater verstorben war. Sie hat die Zeit dort sehr genossen. Dafür bin ich dem großartigen Team, das sie umsorgt hat, unendlich dankbar. Auch das war eine der Triebfedern dafür, dieses Buch zu verfassen.

Die Menschen, die ich vorstelle, haben ihre Leidenschaften und Schwächen. Sie stehen mitten in den Niederungen des Alltags.

Die Personen und Handlungen in diesem Buch sind frei erfunden, etwaige Ähnlichkeiten rein zufällig.

Ich bedanke mich bei meiner Schwester Ursula Vogel für die zahlreichen Anregungen, bei Maria Deweis für das Lektorat und bei meiner Tochter Lena Grafeneder für die Gestaltung des Umschlags.

Meinen Leserinnen und Lesern wünsche ich auch diesmal viel Vergnügen. Vielleicht finden sie in der Erzählung auch die eine oder andere Anregung.

Wilhelm R. Vogel

Jänner 2024

Inhaltsverzeichnis

Das Seniorenheim	7
Monate später	38
Die schöne Frau Pirava	47
Der Defibrillator	69
Der Sturz	75
Freudige Nachricht	81
Der Whiskykauf.....	86
Der Magier	93
Bei den Ärzten.....	108
Bei der Internistin.....	112
Die Erpressung.....	114
Über Pornographie	129
Der Röntgenvogel.....	140
Endlich wieder unterwegs	142
Sehnsuchtsort Venedig.....	168
Das Geständnis	174
Im Gran Caffè Quadri.....	195
Fahrt nach Murano	197
Murano	203
Die Frage der Nacht.....	209
Freudige Erwartung und Angst.....	212

Auf Herbergssuche.....	215
Campo Santa Margherita.....	220
Frauengefängnis und Brutalismus	225
Das Zimmer und eine Fahrt um die Insel	235
Die Nacht.....	244
Der Taschenverkäufer.....	246
Drei deutsche Touristinnen.....	260
Kurzer Ausflug zum Lido	273
Wir sind inmitten der Wüste	279
Pellestrina.....	282
Una pizza per due	289
Giudecca	298
Der Zobel und das Tagebuch	306
Gerdas Oma	340
Schwungvoll im Quadri	345
Giacomo.....	352
Santa Maria della Salute.....	367
Die Luxusschlitten.....	376
Die Spieluhr.....	383
Der letzte Tag	385
Heimkehr.....	391
Das lange Warten.....	399
Der Brief	403

Das Seniorenheim

Der Eingang in das Seniorenheim sah aus wie immer, und doch war diesmal alles anders. Valentin hätte nicht sagen können, wie oft er in den vergangenen Jahren durch die große Drehtür gegangen war, den Eingangsbereich mit dem funkelnden Granitboden durchschritten und in der Cafeteria nach Bernhard Ausschau gehalten hatte. War dieser nicht dort, was nur selten der Fall gewesen war, ging er hinauf, um ihn in dessen Zimmer im dritten Stock zu suchen. Gewöhnlich lag Bernhard dann auf dem Bett, hatte die großen Kopfhörer auf und war in die Musik versunken. Meist hörte er Bach oder Vivaldi. Immer kleiner war er geworden, sein Freund. Immer zarter und verletzlicher hatte er gewirkt. Nur seiner Stimmung hatte das keinen Abbruch getan.

Fast jede Woche hatte er ihn besucht. Früher. Jetzt war es schon ein halbes Jahr her, dass sie

ihn begraben hatten – auf einem Friedhof im Süden von Wien.

Valentin trug seine abgewetzte Aktentasche aus Leder, die ihn sein halbes Leben begleitet hatte. Was er sonst benötigte, würde ihm sein Sohn nachbringen. Er betrat das Büro des Seniorenheimes.

„Da bin ich!“, sagte er etwas unsicher, nannte seinen Namen und händigte der üppig gebauten Bürokräftin ein Paket mit Formularen aus.

„Nehmen Sie bitte Platz, Frau Nagy kommt gleich und wird Sie in Ihr Zimmer bringen.“ Sie schenkte ihm ein aufmunterndes Lächeln, wie er an ihren Augen erkennen konnte. Den Mund hatte sie, wie auch er, mit einer Schutzmaske verhüllt. Eine übliche Vorsichtsmaßnahme in Zeiten der Pandemie. Dafür hatte man gelernt, auf die Sprache der Augen zu achten.

Valentin sah sich um. Im Büro hing eine Reihe von Plänen. Pläne, die festlegten, wer vom Personal wann und wo Dienst hatte, Speisepläne, Listen, welche die Reinigung betrafen und sol-

che, in denen soziale Aktivitäten eingetragen waren. Auch wenn er sich im Augenblick nicht dafür interessierte – hier waren die Eckdaten seines zukünftigen Lebens aufgezeichnet.

Endlich kam Frau Nagy. Er hatte sie schon früher bei seinen Besuchen gesehen, aber nicht weiter beachtet. Sie war an die fünfzig, sorgfältig geschminkt und offenbar die Chefin hier. Nicht die Leiterin der Anstalt, deren Bild er beim Eingang entdeckt hatte, sondern diejenige, welche Personal und Insassen dirigierte. Sagte man Anstalt, sagte man Insassen? Valentin war sich nicht sicher. Er würde hier nicht einsitzen, das Haus war kein Gefängnis, auch wenn Bernhard gelegentlich über den hier herrschenden offenen Vollzug kalauert hatte. Das hier war sein neues Zuhause. Sie begrüßte ihn freundlich. Er wurde mit offenen Armen empfangen, was wollte er mehr?

Es war schon einige Zeit her, dass er den Entschluss gefasst hatte, in ein Altersheim zu ziehen, das man jetzt Pensionistenheim oder Seniorenresidenz nannte. Vor drei Wochen hatte er

seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Er fühlte sich jung genug, um sich mit seiner neuen Umgebung ausreichend vertraut zu machen. Bernhard hatte diesen Schritt zu spät gesetzt und sich nie mehr richtig zurechtgefunden.

Ihm würde hier nichts fehlen. Seine Frau war jung gestorben und sein Sohn konnte ihn genauso gut hier besuchen, ebenso die wenigen verbliebenen Freunde. In der Umgebung gab es genug Lokale, um andere Menschen auch außerhalb des Heims zu treffen. Gelegentlich würde er Urlaub nehmen und verreisen. Auch wenn die Zeit knapp wurde, er wollte noch viel erleben. Valentin wusste, dass viele Menschen ein Heim als Verkörperung der Tristesse sahen, in dem es nichts zu tun gab, als auf den Tod zu warten. Er hingegen betrachtete es als altersgerechtes Base Camp für zukünftige Abenteuer, auch wenn ihm klar war, dass er hier kleinere Brötchen backen würde. Er war schließlich nicht mehr siebzig.

Der Lift war langsam wie immer. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sich die Türen schlossen. Das hing mit den Rollstühlen zusam-

men, mit denen manche der Alten hier navigierten. Die Geschwindigkeit des Aufzuges spiegelte das Tempo des Lebens im Gebäude wider. Endlich hatten sie den dritten Stock erreicht. Dort kamen sie am ehemaligen Zimmer von Bernhard vorbei, aus dem eine Frau ihren Rollator schob. Sie lächelte ihnen zu und setzte langsam einen Fuß vor den anderen. Den Oberkörper hielt sie aufrecht, das verlangte ihr einiges an Mühe ab. Und sie war stolz darauf, dass sie es schaffte. Auch das war zu erkennen.

Ein paar Türen weiter blieb Frau Nagy stehen und schloss das Zimmer auf. Dieser Raum würde sein zukünftiger Lebensmittelpunkt werden. Sie nannte ihm kurz die wichtigsten Hausregeln und gab ihm seinen Schlüssel. Das Essen sei um fünf, erklärte sie, und dass sie später, oder eventuell erst morgen, ausführlich mit ihm reden würde, genauso wie der Arzt, der morgen käme. Aber die für das Stockwerk zuständige Kollegin würde in einer Viertelstunde vorbeischaun, da könne er bereits das Wichtigste abklären.

Valentin legte sich auf das Bett und schloss die Augen. Jetzt war es so weit! In seinen Gedanken hatte er sich schon an diesen neuen Lebensabschnitt gewöhnt, aber es macht einen Unterschied, ob etwas in der Zukunft oder in der Gegenwart stattfindet.

Er mochte etwa zehn Minuten gelegen haben, als er die Augen öffnete und sich in seinem Zimmer umsah. Der Raum sah genauso aus, wie er ihn von Bernhard kannte: ein Bett, ein Schrank, ein kleiner Schreibtisch, ein Tischchen mit zwei Sesseln und ein Fauteuil. Bloß war hier alles spiegelverkehrt angeordnet. Valentin hatte das Zimmer für sich allein, selbst den Nassraum musste er nicht teilen. Er wusste um diesen Luxus. Auch dass er so alt geworden war, war nicht selbstverständlich. Er war froh darüber, wengleich das Alter auch unangenehme Begleiterscheinungen mit sich brachte.

Frau Nagy hatte ihm eine Hausordnung mitgegeben. Er las diese sehr genau, fand aber nichts Überraschendes. Dass er einen Parkplatz mieten konnte, hatte man ihm im Vorfeld gesagt.

Haustiere hatte er keine und eine Waschmaschine, deren Betrieb im Zimmer untersagt wäre, wollte er ohnehin nicht aufstellen. Im Haus gab es genug Münzautomaten. Als erstaunlich empfand er die detaillierte Auflistung der hier verbotenen Waffen, aber vermutlich hatte man diesbezüglich schlechte Erfahrungen gemacht. Auch stand in dem Dokument, dass er keine Kerze anzünden durfte. Das war bedauerlich.

Wie war das mit Hausordnungen? Die österreichischen Diplomaten, die er in seinem Berufsleben chauffiert hatte, unterschieden zwischen Verfassung und Realverfassung. Die Verfassung war das, was im Bundesverfassungsgesetz und in den gesetzlichen Bestimmungen mit Verfassungsrang stand. Die Realverfassung war das, was gelebt wurde. Damals hatten ihn derartige Fragestellungen interessiert. Ein hoher Beamte hatte ihm einmal launig erklärt, welcher Unterschied zwischen den beiden bestünde. Nach der Verfassung, so hatte der Mann gemeint, regiert die Regierung in Wien, im wirklichen Leben jedoch schaffen die Landeshauptleute an. Auch

stand in der Verfassung etwas vom freien Mandat der Abgeordneten, real gab es den Clubzwang. Das war kein Geheimnis, aber die Feinheiten des staatlichen Machtmechanismus interessierten ihn immer weniger. Er wollte wissen, ob er eine Kerze anzünden durfte. Gab es so etwas wie eine Realhausordnung? Und war das Anzünden von Kerzen tatsächlich gefährlich? Nach dem, was er in den Zeitungen gelesen hatte, schien es so.

Neben der Hausordnung gab es einen Zettel mit Regeln zur Pandemie. Das Tragen der Maske war hier geregelt und auf die Wichtigkeit von Hygienemaßnahmen, wie Händewaschen und Desinfektion, wurde hingewiesen. Die Pandemie dauerte bereits eineinhalb Jahre. Er wusste, was zu tun war und dachte nicht mehr darüber nach.

Vor dem Bett lag ein Teppich. Das war gut, denn er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, sich dreimal am Tag auf den Boden zu legen und wieder aufzustehen. Gegen Ende seines Berufslebens musste er wegen eines Sportunfalls - er hatte sich beim Laufen das Sprunggelenk gebro-

chen – drei Wochen in einer Reha-Klinik verbringen. Dort wurde viel über das Problem des Stürzens älterer Menschen gesprochen. Damals hatte er das Aufstehen vom Boden in seine tägliche Gymnastik eingebaut.

Mittlerweile war von den anderen Übungen nicht viel übriggeblieben. Bloß die Aufstehübung hatte er beibehalten und führte sie, mit jeweils zwei Wiederholungen, dreimal am Tag durch. Mit einem weichen Teppich war das deutlich angenehmer.

Oft beobachtete er sich im Spiegel. Mit siebzig hatte er festgestellt, dass seine Bewegungen etwas tapsig geworden waren. Das störte ihn, aber er konnte nichts dagegen tun. Wenn es hier eine Gymnastikgruppe gab, würde er mitmachen. Vielleicht half das? Allein war ihm das nicht gelungen, es hatte am nötigen Ansporn gefehlt.

Er beschloss, den Teppich auszuprobieren. Als er sich das dritte Mal hingelegt hatte, klopfte es. Noch im Liegen rief er „herein“. Eine Gedankenlosigkeit, wie er gleich bemerken sollte.

Die Schwester erschrak zutiefst. Mit einer Beweglichkeit, die er ihr nicht zugetraut hätte, sprang sie auf ihn zu, tastete ihn, offenbar auf der Suche nach Verletzungen, kurz ab und wollte ihn aufzerren.

„Ich kann selbst aufstehen!“

„Nein ich helfe Ihnen, und am Abend kommt der Arzt vorbei und sieht Sie sich einmal an!“

Immer noch wollte sie nicht loslassen. Das war zu viel!

„Schwester! Was soll ich von Ihnen denken? Ich mache meine tägliche Gymnastik, liege zu diesem Zweck gerade am Boden und bin daher wehrlos. Da kommen Sie herein und stürzen sich auf mich.“

„Sie glauben doch nicht etwa ...?“

„Ich rede erst mit Ihnen, wenn Sie mich freigegeben haben und ich aufgestanden bin.“

Sofort ließ sie ihn los.

Valentin stand betont schwungvoll auf.

Die Schwester sah ihn verzweifelt an, was hatte sie sich da eingebrockt?

„Im ersten Augenblick war ich furchtbar erschrocken, so hatte ich mir das hier nicht vorgestellt. Aber vielleicht dachten Sie, ich wäre gestürzt und würde Ihrer Hilfe bedürfen.“

„Natürlich, genauso ist es!“

Die Schwester war erkennbar erleichtert.

Sie erklärte ihm die Notarmbänder, mit denen man Hilfe herbeiholen konnte, wenn man einmal gestürzt war und nicht mehr aufkam. Valentin nahm es gelassen. Sie würden sich schon zusammenraufen. Es war gut, ihr Grenzen gezeigt zu haben. So konnte er hoffen, in Zukunft ernst genommen zu werden. Auch wenn er ihr Verhalten verstand und sein Vorgehen etwas fies gewesen war. Aber was sollte das Notfallarmband? Seine Stimme war laut genug, um im Notfall das ganze Stockwerk zusammenzurufen.

An dem Tisch, den man ihm für das Abendessen zugewiesen hatte, saßen zwei Frauen und ein weiterer Mann. Dieser war ziemlich wegge-

treten und bekam kaum etwas mit. Eine der beiden Frauen war wohl auch in jungen Jahren nicht die hellste Kerze auf der Torte gewesen, die andere hingegen hatte ein hervorragendes Gedächtnis. Eine Stunde lang konnte sie die Missstände im Heim anprangern, ohne sich auch nur einmal zu wiederholen. Das nötigte ihm Respekt ab. Dennoch meldete er gleich nach der Mahlzeit Interesse an einem anderen Tisch an.

Das Abendessen wurde um fünf Uhr serviert. Für die Zeit danach empfahlen sich Cafeteria und Fernsehraum. Letzterer war für jene gedacht, die beim Fernsehen gerne in Gesellschaft waren. Es gab ohnehin in jedem Zimmer ein Fernsehgerät.

Valentin sah sich in der Eingangshalle um. Fahrkurse für Rollstühle wurde hier angeboten, das Angebot richtete sich an die Angehörigen der Bewohner. Er erinnerte sich daran, dass er einmal seine Nachbarin, deren Sohn berufsbedingt ausgefallen war, zum Arzt geführt hatte. Die alte Dame bestand fast nur mehr aus Haut und Knochen, auch der Rollstuhl war leicht. Das

ist sicher kein Problem, hatte er gedacht. Kurz darauf musste er zur Kenntnis nehmen, dass das Fahren mit einem Rollstuhl ausgesprochen schwierig wurde, sobald man den ebenen und glatten Untergrund verlassen hatte. Selbst harmlos wirkende Gehsteige waren, des besseren Abflusses wegen, in der Regel zur Straße hingeneigt und bewirkten einen steten Sog in diese Richtung. Frau und Rollstuhl waren gemeinsam erstaunlich schwer gewesen, auch wenn er dafür keine physikalische Erklärung gefunden hatte.

Die Wände der Eingangshalle waren mit Bildern übersät, er fand Fotos von Festen, die im Heim gefeiert worden waren, und von Sportereignissen, wie Slalomfahren mit dem Rollstuhl am Parkplatz vor dem Heim. Offenbar gab es jährlich eine ‚Olympiade‘, bei der die Heimbewohner ihre sportlichen Leistungen vergleichen konnten. Und natürlich durften auch die künstlerischen Produkte der Bewohner nicht fehlen.

Seine besondere Aufmerksamkeit erregten Fotos, die Menschen zeigten, deren Brust eine silberne oder goldene Zahl zierte. Das waren die

Geburtstagskinder, die ihren neunzigsten, fünf- undneunzigsten oder sogar hundertsten Geburtstag gefeiert hatten. Hundert Jahre, dachte Valentin, ein stattliches Alter, aber will ich überhaupt so alt werden? Die Menschen auf den Bildern wirkten stolz und zufrieden, auch die beiden Hundertjährigen.

Gegen acht Uhr abends klopfte Gerhard an die Tür. Sein Sohn hatte sich vom Küchenpersonal einen großen Transportwagen geborgt, mit dessen Hilfe er die drei Koffer sowie die zehn Einkaufstaschen transportieren konnte. Immer noch viel zu viel, dachte Valentin beim Anblick des umfangreichen Gepäcks, aber er ging davon aus, dass er es hier nochmals um die Hälfte reduzieren konnte. Der Großteil waren ohnehin Bücher, die meisten davon würde er der Heimbibliothek zur Verfügung stellen.

Gerhard war mit seinem Renault Espace gekommen. In dem Fahrzeug war genug Platz, um all seine Habe auf einmal zu transportieren. Sein Sohn hatte den Wagen vor zehn Jahren gebraucht gekauft und kurvte immer noch damit